

Frage unter den zuständigen Fachgelehrten gewiß nichts einzuwenden haben.

Man kann dem Papst sicher den besten Willen nicht abstreiten, und er wird nur betrübt gewesen sein über die Unruhe, die sein Brief bei vielen — für ihn ganz unerwartet — hervorgerufen hat.

War dieser Brief an die Christen aller Völker gerichtet, die im Augenblick unter der Sowjetherrschaft leben, so richtete sich die Ansprache vom 14. November an die Leiter und Alumnus des Kollegs St. Josaphat auf dem Gianicolo in Rom, das vor 20 Jahren gegründet worden war. Ihnen hatte sich Mons. Bucko, der apostolische Administrator für die Ukrainer in Westeuropa, die Ordensleitung der Basilianer, denen das Kolleg anvertraut ist, und etliche ukrainische Schwestern aus Galizien angeschlossen. Die Ansprache war aber, wie aus dem Text zu ersehen ist, darüber hinaus auch an die Ukrainer sowohl in der Emigration wie in der alten Heimat gerichtet.

Mit den größten Lobesworten spricht der Papst von dem aus Wladimir in Wolhynien — also aus einem heutzutage zur Ukraine gehörigen Land — stammenden heiligen Josaphat Kunciewicz, dem Titularheiligen des Kollegs, der sein Leben für den heiligen Glauben und für seine Treue zum Heiligen Stuhl hingab (1623). Er erwähnt voller Achtung so viele Bischöfe und Gläubige, die heutzutage Bitterschweres für ihren Glauben und für ihre Treue zum Heiligen Stuhl durchmachen. Mit ehrenwerten Worten gedenkt er des großen ukrainischen Metropoliten Andreas Szeptyckyj und seiner Tätigkeit für Kirche und Vaterland. Und ein ganz besonderes Wort hat er für Mons. Johannes Bucko, den apostolischen Administrator. In dem Elend, das über die katholische ukrainische Kirche und ihre Hierarchie gekommen ist, „tröstet Uns allein — so sagt er — deine Gegenwart, ehrwürdiger Bruder Johannes Bucko, in dem Wir das ganze Uns treu erge-

bene ukrainische Volk vor Uns zu sehen vermeinen“. Der Papst will die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgeben, vor allem, weil er auf die Hilfe der Gottesmutter vertraut, zu der die Ukrainer allezeit eine so große Andacht gehabt haben.

Wenn nun unsere äußerlich von uns getrennten Glaubensbrüder sagen sollten, der Papst habe sie übergangen, so ist das nur zum Teil richtig. Viele aus ihnen gehören auch zu jenen, die für die Kirche Christi und für den, welchen sie doch nun einmal als deren obersten Hirten ansehen, das Leben oder wenigstens Hab und Gut hingegeben haben. An diese ist die Ansprache ganz offenbar auch gerichtet. Aber auch jene, auf die das nicht zutreffen sollte, verehren doch mit ihren Glaubensbrüdern die Gottesmutter und darum erhofft der Heilige Vater auch für sie die Hilfe des Himmels zur Erlangung einer besseren Zukunft.

A. M. Ammann S.J.

„ . . . die guten Willens sind.“

Die Weihnachtsansprache des deutschen Bundeskanzlers wurde am 28. Dezember 1952 vom Sozialdemokratischen Pressedienst als „Adenauers unfriedliche Weihnachtsbotschaft“ bezeichnet und außerordentlich scharf angegriffen: „Wenn je der christliche Glaube für einseitige politische Zwecke mißbraucht worden ist, dann ist es hier in grösster Weise geschehen. Der gläubige Christ wendet sich voll Abscheu von solchem pseudo-christlichen Gehaben, das blasphemisch, engstirnig und jeder menschlichen und politischen Größe bar ist, ab.“ Der Kanzler hatte in seiner Weihnachtsbotschaft den Gesang der Engel über den Fluren Bethlehems in dem Wortlaut zitiert, der durch die Übersetzung der lateinischen Bibel, der Vulgata, und durch die Liturgie dem katholischen Volksteil, also vielen Millionen Deutschen, geläufig ist. „Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ Diese Worte, die nach

dem sozialdemokratischen Pressedienst „weder im Neuen Testament der lutherschen Übersetzung noch im Urtext“ zu finden sind, gaben dem Kanzler Anlaß, nachdrücklich auf die Notwendigkeit des „guten Willens“ zum Frieden hinzuweisen: „Den Willen der Menschen, ihren guten Willen, haben in jener Heiligen Nacht die Engel angerufen. Damit haben sie gesagt, daß es auf uns ankommt, wenn die Erlösung uns Frieden bringen soll, auf unser Wollen, auf den Willen zum Guten. Wir müssen mitwirken, entschlossen mitwirken, daß uns die Frucht der Menschwerdung und Erlösung zuteil werde, die Frucht der Erlösung, Frieden in unserem Inneren, Frieden nach außen.“ Von der sozialdemokratischen Kritik wird nun diese Auslegung der Weihnachtsbotschaft als „eine Exegese seiner katholischen Konfession“ bezeichnet, mit der Adenauer vor das Volk getreten sei, das „in seiner Mehrheit protestantischen Glaubens ist“. Der Protestant wisse aber, „daß Gott keine Menschen kennt, die guten Willens sind. Er schenkt ihnen sein Wohlgefallen, von dem die himmlischen Heerscharen in der Heiligen Nacht gesprochen haben“.

Ohne auf die politische Auseinandersetzung zwischen dem Kanzler und der Opposition einzugehen, soll hier allein der biblische Sinn von Luk 2, 14 geklärt werden.

Der Text von Luk 2, 14 wird seit alters in zwei verschiedenen Fassungen überliefert, einer zweiteiligen und einer dreiteiligen. Die dreiteilige Gliederung des „Gloria“ ist weniger gut bezeugt; sie lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe / und Friede auf Erden / und den Menschen ein Wohlgefallen.“ So steht es auch in der Lutherbibel. Aber dieser Wortlaut kann, wie heute allgemein anerkannt wird, nicht der ursprüngliche sein. Die ältesten und besten Handschriften fassen das „Gloria“ als einen Zweizeiler auf: „Ehre sei Gott in der Höhe / und auf Erden Frieden den Menschen der „eudokia“. Man sieht so-

fort, daß in diesem Vers eine völlige Entsprechung der einzelnen Glieder herrscht: Ehre — Friede, Himmel — Erde, Gott — „Menschen der eudokia“. Die dreiteilige Form ist wahrscheinlich entstanden, als man mit dem echt semitischen Ausdruck „Menschen der eudokia“ nichts mehr anzufangen wußte. Überhaupt weisen die beiden ersten Kapitel des Lukasevangeliums deutlich auf eine semitische Vorlage.

Das ist für die richtige Deutung des Begriffes „Frieden“ wichtig. Hinter dem Wort verbirgt sich das hebräische „Schalom“, das treffender mit „Heil“ zu übersetzen wäre. Gemeint ist nicht ein beliebiger äußerer oder innerer Friede in der Menschenwelt, sondern der endzeitliche Zustand der Erlösung im Gottesreich. Daraus erhellt ohne weiteres, daß der „Friede“ von Luk 2, 14 nicht den Menschen schlechthin zuteil werden kann, sondern nur den „Menschen der eudokia“.

Was besagt nun dieser umstrittene Ausdruck? Eudokia ist von dem Verbum eudokein abgeleitet, das Wohlgefallen haben, für gut halten, einwilligen, beschließen, wollen, billigen, mögen u. ä. heißen kann.¹ Dementsprechend bedeutet das Hauptwort „eudokia“ guter Wille, Wohlgefallen oder auch Wunsch.² In der religiösen Literatur, wo „eudokia“ am häufigsten begegnet, wird das Wort vorzugsweise von Gott ausgesagt, von seinem Wohlgefallen und seiner huldreichen Gnade. Wenn es ein Verhalten des Menschen kennzeichnet, kann „eudokia“ im guten wie im bösen Sinn gebraucht werden, also auch die Willkür und das freie Belieben ausdrücken. Im Neuen Testament bezieht es sich an der Stelle Luk 10, 21 (= Mt 11, 26) eindeutig auf Gottes Ratschluß und Wohlgefallen. Paulus verwendet es dagegen meist zur Bezeichnung einer menschlichen Gesin-

¹ Vgl. W. Bauer, Wörterbuch zum NT, Berlin 1952⁴, Sp. 577 f.

² a. a. O.

nung.³ Nur Eph 1,5.9 ist Gottes Heilswille und Wohlgefallen gemeint.

Vom sprachlichen Gesichtspunkt kann man demnach nichts gegen die lateinische Überzeugung „bonae voluntatis“ einwenden.⁴ Sachlich kann diese Übersetzung freilich mißverstanden werden. Fast alle katholischen Erklärer⁵ sehen nämlich im „guten Willen“ keine Eigenschaft des Menschen, sondern in Übereinstimmung mit dem vorherrschenden Sprachgebrauch das göttliche Wohlgefallen ausgedrückt.⁶ Nur ganz wenige sprechen vom menschlichen guten Willen, vergessen aber nicht beizufügen, daß der gute Wille eine Wirkung und ein Geschenk der göttlichen Gnade ist.⁷ Insofern weiß der Katholik ebensogut wie der Protestant, „daß Gott keine Menschen kennt, die (ohne Rücksicht auf die Gnade) guten Willens sind“.

Nun ist gewiß nicht abzustreiten, daß in der katholischen Kirche neben der theologischen Deutung von Luk 2,14 eine andere Erklärung einhergeht, die ihren Niederschlag in vielen Erbauungsschriften und Predigten gefunden hat und immer noch findet. Danach scheint es, als ob der Friede von Bethlehem — häufig in sehr allgemeinem Sinn verstanden — tatsächlich vom „guten Willen“ des Menschen abhinge. Da eine

³ Röm 10,1 „Herzenswunsch“; Phil 1,15 „guter Wille, Wohlwollen“; ähnlich 2 Thess 1,11 und Phil 2,13, wo aber die Beziehung auf Gottes Wohlgefallen nicht unmöglich ist.

⁴ Die gegenteilige Auffassung Schrenks im Theologischen Wörterbuch zum NT II, 748, „eudokia, vom Menschen gesagt, würde nicht den guten Willen, sondern das Wollen ausdrücken“, dürfte seinem eigenen Befund widerstreiten, daß eudokia sowohl (meist) im guten wie bösen oder indifferenten Sinn gebraucht wird.

⁵ Vgl. Knabenbauer, *Evangelium secundum Lucam* (Cursus Scripturae Sacrae) Paris 1905, 128—130.

⁶ Alle neueren katholischen Kommentare haben den mißverständlichen Wortlaut der Vulgata aufgegeben zugunsten des klareren Ausdrucks: „Huld, Wohlgefallen Gottes“. Vgl. besonders J. Schmid, *Das Evangelium nach Lukas*, Regensburg 1951, S. 60.

⁷ Augustinus, *epist.* 127,5; *ML* 33, 485; Ps. Ambrosius, *Sermo* 3 de *nativitate*; *ML* 17, 612; ähnlich Beda, Cajetan u. a.

solche, auf das praktische Verhalten des Menschen zielende Auswertung von Luk 2,14 die Notwendigkeit der Gnade nicht leugnet, sondern mehr oder minder deutlich voraussetzt, darf man sie nicht schlechthin ablehnen. Ja diese typisch abendländische, den „guten Willen“ des Menschen aufrufende Form der Weihnachtsbotschaft vertritt trotz aller Möglichkeit mißverstanden zu werden, ein echtes theologisches Anliegen. Gottes gnädiges Wohlgefallen ist nicht unmittelbar greifbar und anschaulich. Aber in Christus hat „seine Güte und Menschenfreundlichkeit“ (Tit 3,4) Gestalt gewonnen. Durch Christus können auch wir Menschen an der Sichtbarkeit Gottes in der Welt teilhaben. Sein Geist zeugt in uns Leben, und dieses Leben ist Wahrheit und Wille zum Guten. Wo also in unserer Welt des Dunkels und der Bosheit ein Fünkchen guten Willens aufscheint, da ist Gott am Werk. Nicht immer schon in der ganzen Fülle christlichen Seins, aber doch wenigstens im Aufbruch dazu. Und deshalb freut sich der Christ über jedes, auch das geringste Zeichen menschlich guten Willens, wo immer es auch sei.

Was ergibt sich daraus für die Bewertung der Weihnachtsansprache des Bundeskanzlers? Sie ist theologisch keine „Exegese seiner katholischen Konfession“, weil es Dr. Adenauer ganz ferne lag, eine wissenschaftliche Bibelauslegung zu geben. Er sprach als Mensch zu Menschen und zitierte die Heilige Schrift dabei so, wie er sie in seiner Jugend gelernt hat. Niemand nimmt es einem evangelischen Christen übel, wenn er die Bibel nach der Lutherübersetzung zitiert. Wer daraus einen theologischen, gar einen konfessionellen Kasus machen möchte, verkennt das menschliche Anliegen der Ansprache. Sein Aufruf richtete sich an das ganze deutsche Volk, ohne Unterschied der Konfessionen, und auch an jene, die nicht mehr an Gottes Gnade und Wohlgefallen glauben. Hätte er die Rolle eines christlichen Theologen über-

nehmen und vom Volke den Glauben an das Weihnachtsgeheimnis fördern wollen, wäre die Kritik verständlich gewesen. So rief er nur den „guten Willen“ an, in der Hoffnung, auf dieser menschlichen Ebene eine gemeinsame Verständigung zum Frieden zu finden. Sollte es bei uns unmöglich sein, auf allen Seiten solche Menschen des „guten Willens“ zu finden?

Daß die evangelischen Christen in ihrer großen Mehrheit die außerordentliche Entrüstung des Sozialdemokratischen Pressedienstes und dessen „höchst massiven Vorwurf“ nicht teilen, dürfte aus dem sachlichen Aufsatz der Stuttgarter Wochenzeitung „Christ und Welt“ (Nr. 2 vom 8. Januar 1953, S.7) zur Genüge hervorgehen. Dort heißt es in durchaus versöhnendem Sinne abschließend: „Jeder von uns sollte wissen, daß Gott der Gute ist und auf unsere Liebe wartet. Deshalb wird man sagen dürfen, daß der biblische Text nicht nur den evangelischen Akzent des Beschenktwerdens und nicht nur den katholischen des guten Willens umfaßt, sondern gleichsam auf eine geheimnisvolle und für uns undurchdringliche Weise beides: das Lieben Gottes und unsere Gegenliebe als die Antwort, die es weckt, und so, als Ineinander beider, das Wohlgefallen Gottes, das allein der Friede ist.“ F. J. Schierse S.J.

Vom Sinn und Wert demokratischer Wahlmethoden

Vom letzten amerikanischen Wahlkampf um die Präsidentschaft wurden sensationelle und ausgefallene Einzelheiten gemeldet: heftige gegenseitige Vorwürfe, riesige Propagandamaschinen, Enthüllungen, Korruptionsfälle, persönliche Angriffe, Aushängen schmutziger Wäsche usw. Wenn man die Sache aus der Nähe besehen konnte,¹ sah sie wesentlich anders und besser aus, ja geeignet, manchen unserer europäischen Methoden zur Belehrung zu dienen. Natürlich gab es auch Auswüchse, da es

¹ Der Verfasser machte zur Zeit des Wahlkampfes eine Studienreise durch die USA.

um die Führung des mächtigsten Staates der Erde ging. Wäre es zu verwundern, wenn die Wählerschaft aus Menschen besteht, die über einen ganzen Kontinent verstreut, vielleicht erst seit einer Generation eingewandert und noch kaum assimiliert sind? Es galt, Millionen von Menschen zu gewinnen, die an den harten Konkurrenzkampf eines dynamischen Wirtschaftslebens gewohnt sind, eines Wirtschaftslebens, das in einem stürmischen Jahrhundert von kühnen, unbeugsamen Pionieren im Ringen mit ungeheuren Naturgewalten, gefährvollen Urwäldern, traditionslosen Einwandererscharen aufgebaut worden war.

Hinter all den persönlichen Unzulänglichkeiten vollzog sich doch eine tiefere Besinnung jedes einzelnen Bürgers auf die Grundfragen des nationalen Lebens in einer gefährvollen, entscheidungsvollen Gegenwart. Die Kandidaten hatten sich zu erklären über schwierige Probleme, vor denen die Nation steht, und der einzelne Bürger hatte selbst zu wählen, welche der vorgelegten Pläne er annehmen wollte.

Es ging um die Stellungnahme zum Korea-Krieg. Es ging um die Frage internationaler Verpflichtungen, um die Frage, um welchen Preis man bereit sei, sich zurückzuziehen, welche Opfer man aber auch zu bringen gedente, wenn der Gegner zu einem ehrenvollen Frieden sich nicht herbeilassen sollte. Diese Entscheidung war in diesem Lande, das nun in dem langen, aussichtslosen Krieg schon mehr Tote zu beklagen hatte als im ganzen zweiten Weltkrieg, keine bloß theoretische und grundsätzliche, sondern griff nachdrücklich und schmerzlich auch in das Privatleben ein. Zehntausende von Familien haben einen Sohn, einen Vater, einen Bruder zu beklagen, als Toten, als Schwerverwundeten, als Blinden oder zum Krüppel Geschlagenen. Die Gegenwart des Korea-Krieges ist in den Vereinigten Staaten viel härter und drückender — nicht so sehr in materieller, wohl aber in persönlicher Hinsicht —,